



**J.B.METZLER**

## Vorwort

### Ist schon alles gesagt, nur noch nicht von allen?

nach  
Karl Valentin

Schon wieder ein Buch zum wissenschaftlichen Schreiben? Sind nicht schon genügend Ratgeber auf dem Markt? Haben wir es einmal mehr mit dem »Valentin-Phänomen« zu tun, wonach schon *alles* gesagt ist – nur noch nicht von *allen*?

Was uns dazu bewogen und motiviert hat, dieses Buch zu schreiben, sind zum einen unsere langjährigen praktischen Erfahrungen in der Beratung von Studierenden und Lehrenden zur Förderung der Schreibkompetenz im Studium. Sie führen uns immer wieder vor Augen, welche Chancen das Schreiben im Studium gerade für Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen birgt und wie wenig sie genutzt werden. Zu viele Studierende verlassen die Universität und behalten das Schreiben im Studium als lästige und unbefriedigende Tätigkeit ohne jeden Sinn in Erinnerung, manchmal sogar als so qualvoll, dass sie nie wieder gerne schreiben. Das ist schade. Und so sollte es nicht sein.

Zum anderen sind es unsere Beobachtungen dazu, wie sich die institutionellen Rahmenbedingungen für das Schreiben im Studium in den letzten Jahren – insbesondere mit der Einführung der neuen Bachelor- und Masterstudiengänge – verändert haben: Als das Schreiblabor 1993 an der Universität Bielefeld gegründet wurde, geschah dies vor dem Hintergrund einer Studien- und Lehrsituation, in der es – zumindest in den Geistes- und Sozialwissenschaften – wenige inhaltliche Vorgaben und so gut wie keine organisatorisch-strukturellen Reglementierungen gab. Zwar existierten Studienordnungen, aber diese gaben kaum eine verbindliche Orientierung für das individuelle Studieren. Ein geisteswissenschaftliches Magisterstudium bot deshalb viel Zeit, sich intensiv mit Themen zu beschäftigen, sich in Lektüre zu vertiefen und dabei eigene Schwerpunkte zu setzen. Die Kehrseite dieser akademischen Freiheit im Studium bestand darin, dass ihr längst nicht alle gewachsen waren. Viel zu viele Studierende brachen ihr Studium ohne Abschluss ab, andere benötigten viel mehr Zeit als vorgesehen, um es erfolgreich zu beenden. Die fehlende Zeitbegrenzung förderte geradezu das Ausufern von Themen von Haus- und Abschlussarbeiten. Die meisten der Studierenden, die in dieser Zeit das Schreiblabor aufsuchten, waren in höheren Semestern und bereits seit vielen Monaten mit ihren schriftlichen Arbeiten beschäftigt.

Mit der Einführung der Bachelorstudiengänge 2002 veränderten sich die Rahmenbedingungen für das Studium und damit auch die Fragen der Studierenden: Viele, die das Schreiblabor heute aufsuchen, sind in den Anfangssemestern, stehen aufgrund studienbegleitender Prüfungen unter Druck, sind mit einer Vielzahl unterschiedlicher Aufgaben gleichzeitig konfrontiert, hatten noch gar keine Gelegenheit, sich

inhaltlich zu orientieren – und scheinen vor allem eines nicht zu haben: Zeit. Das Problem heißt nicht mehr: Wie geht man mit zu viel Freiheit um?, sondern eher: Wie kann man sich einen strukturierten Rahmen schaffen, um ein Schreibprojekt in einer angemessenen Zeit zu Ende zu bringen? Wie findet man Freiräume, in denen man sich auf sein Thema einlassen und kreativ werden kann? Wir möchten die Studierenden, die unser Buch lesen, ermuntern, sich solche Freiräume zu schaffen und das Schreiben im Studium für ihre Entwicklung zu nutzen.

Das Schreiben im Studium führt direkt in die Wissenschaft, denn wer Studienarbeiten schreibt, lernt mit fachlichen Inhalten, Methoden, Fragen und Problemen umzugehen. Schreiben führt aber auch in die Praxis. Es schult für jede Art von Handeln, das nicht im bloßen Ausführen von Anweisungen oder Reproduzieren von Bekanntem besteht.

Mit unserem Buch möchten wir Studierende dabei unterstützen, das zu suchen, zu entdecken und einzufordern, was ein Studium zu etwas anderem macht als eine Fortsetzung von Schule unter schlechteren Bedingungen.

Hinter einem fertigen Text stehen sehr viel mehr Menschen als die Autor/innen selbst. Entsprechend haben wir vielen für Unterstützung, Feedback und Rat zu danken. Vor allem danken wir den Studierenden, die unser Manuskript gelesen haben. Ihr Feedback war für unsere Arbeit sehr wichtig. Ein großer Dank geht auch an die zahlreichen berufstätigen Geisteswissenschaftler/innen, die uns mitgeteilt haben, ob und wie sie das Schreibenlernen im Studium für das Schreiben in ihren Berufen in und außerhalb der Wissenschaft nutzen konnten. Natürlich haben wir auch diejenigen zu danken, von denen wir gelernt und mit denen wir entwickelt haben, was wir in diesem Buch präsentieren, vor allem unseren Kolleg/innen. Und nicht zuletzt denen, die uns den Rücken freigehalten, uns getröstet und ertragen und uns geholfen haben, auch Konflikte durchzustehen. Wir bedanken uns also bei: Stella Büker, Hans-Volkmar Findeisen, Christine Freese, Angelika Fritsche, Ingrid Furchner, Paula Gillespie, Mareike Gronich, Ruth Großmaß, Silvia Herb, Keith Hjortshoj, Dörte Husmann, Harvey Kail, Karl Klingenberg, Hans-Martin Kruckis, Katrin Lehnen, Thomas Lüttenberg, Johannes Lüttenberg, Klaus Luther, Helen Menges, Sigurd Müller, Guido Nottbusch, Rolf Parr, Iliana Popova, Eva Reichmann, Michael Reiter, Gregor Rohmann, Gabriela Ruhmann, Ingrid Scharlau, Kirsten Schindler, Jana Schuster, Judith Seha, Ursel Sickendiek, Bianca Sievert, Patricia Skorge, Caroline Striewisch, Christina Tente, David Wegener, Thomas Welskopp, Holger Wiethäuper, Uwe Zimmer.

# 1. Einleitung

- 1.1 Schreiben im Studium
- 1.2 Vom Schreiben im Studium zum beruflichen Schreiben
- 1.3 Schreiben ist eine individuelle Angelegenheit
- 1.4 Wie Sie dieses Buch nutzen können

Sich in einen neuen Kontext zu begeben und dort zu schreiben, heißt immer auch, die bisherigen Vorgehensweisen beim Schreiben zu überdenken. Neue, bislang unbekannte Textarten und Arbeitsformen stellen die bisherigen Strategien in Frage. Man muss aktiv werden, um die andersartigen Herausforderungen zu bewältigen. Das betrifft das Schreiben im Übergang von der Schule zur Hochschule. Es betrifft aber auch das Schreiben im Übergang von der Hochschule in den Beruf.

Unser Buch ist als Begleiter für solche Übergangssituationen gedacht. Sie können es nutzen, um Ihre bisherige Vorgehensweise beim Schreiben zu reflektieren und Ihr Repertoire zu erweitern. Mit Repertoire meinen wir alles, was man wissen und können muss, um den komplexen Arbeitsprozess beim Schreiben zu organisieren und Texte bewusst zu gestalten. Wer schreibt, arbeitet am eigenen Repertoire und erweitert es ständig; man lernt immer noch etwas dazu. Das ist das Schöne – manchmal auch das Anstrengende an dieser Tätigkeit.

Repertoire  
erweitern

Wir stellen Ihnen im Folgenden zunächst unsere Sicht auf das Schreiben vor und erläutern im Anschluss, wie dieser Ratgeber aufgebaut ist und wie Sie ihn nutzen können.

Wer schreibt, hebt Aussagen und Ideen aus der Flüchtigkeit des bloßen Sprechens heraus, fixiert sie und macht sie bearbeitbar. Wer schreibt, wird Autor/in und muss für das Geschriebene einstehen. In dem, was wir schreiben, werden wir selbst sichtbar. Wir haben eine *Perspektive*, und wenn wir über etwas schreiben, manifestiert sich diese Perspektive und wird manchmal zum Problem. Als wer schreibe ich? Was ist das Problem, über das ich schreibe? Ist es überhaupt ein Problem? Und wenn es eins ist, auf welcher Ebene ist es angesiedelt? Wie drücke ich klar aus, was ich meine? Welche Wörter sind die richtigen?

Schreiben heißt  
arbeiten in  
der Sprache

Solche Fragen entstehen beim Schreiben, beim Setzen von Wörtern, beim Formulieren von Sätzen und Aussagen. Denn – so Wilhelm von Humboldt – die »einfachste Wirkung« von Schrift ist, »daß sie die Sprache fest heftet, und dadurch ein ganz anderes Nachdenken über dieselbe möglich macht« (Humboldt 1862, S. 109). Wir fügen hinzu: Nachdenken

Schreiben  
heißt denken

nicht nur über die Sprache, sondern auch über uns selbst und über die Inhalte, zu denen wir schreiben.

Luhmann  
1992, S. 53

»Ohne zu schreiben, kann man nicht denken: jedenfalls nicht in anspruchsvoller, anschlussfähiger Weise.«

Schreiben ist für anspruchsvolles und komplexes Denken in elementarem Sinne notwendig.

**Man braucht es als Speichermedium:** Wer Ideen, Konzepte, Argumente, Überlegungen notiert, aufschreibt und systematisch sammelt, verfügt über eine Fülle von Gedankenmaterial, an dem er weiterarbeiten kann. Ohne dieses Material wäre man auf Just-in-Time-Produktion der Gedanken und auf die Kreativität des Augenblicks angewiesen. Das ist für die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion zu wenig, zumal man sich auf diese Weise nicht auf das beziehen kann, was andere gedacht und gesagt haben. Erst wenn man etwas (re-)produziert hat, worauf man zurückgreifen kann, kann man auch darüber hinausgehen.

**Man braucht es zur Aneignung von Gelesenem:** Wer beim Lesen schreibt, der wählt aus, strukturiert, vergleicht, bewertet, stellt Fragen, kombiniert, abstrahiert und konkretisiert. Aus dem Zerhackeln und Zerschneiden und wieder anders Zusammenfügen entsteht Neues.

**Man braucht es als Kreativkraft:** Am Anfang jedes Schreibprozesses steht eine vage Vorstellung davon, was man sagen oder herausfinden möchte. Mehr Impuls als Gedanke, ein »felt sense« (Elbow 2000), vorverbal. Erst beim Formulieren offenbart sich, was sag- und damit denkbar ist. Das Formulieren macht deutlich: Da fehlt noch was, es muss ausgeführt, präzisiert, weitergedacht werden. Man verfertigt die Gedanken beim Schreiben, führt sie aus und entwickelt sie weiter.

**Man braucht es als Präzisionswerkzeug** für Verknüpfungen und Unterscheidungen. Das Schreiben zwingt dazu, präzise zu sein: Wie hängt x mit y zusammen? Warum ist etwas so, wie es ist? Das Schreiben vergegenständlicht Begriffe, Informationen, Definitionen, positive und negative Aussagen, Gründe, Argumente, zeitliche Abläufe und die Verknüpfung sprachlicher Elemente zur Darstellung komplexer Zusammenhänge, so dass sie auf ihre logische Konsistenz überprüft werden können.

Schreiben heißt  
kommunizieren

**Schreiben dient der Kommunikation:** Das ist scheinbar selbstverständlich. Wir alle nutzen E-Mails und Briefe, um anderen etwas mitzuteilen, und lesen Gebrauchsanweisungen, Romane, wissenschaftliche Texte, mit denen wiederum andere uns etwas mitteilen.

Aber ist ein Text allein schon Kommunikation? Kommunikation findet erst dann statt, wenn andere verstehen, was wir sagen wollen, etwas damit anfangen können. Deshalb ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass schriftliche Kommunikation anders funktioniert als mündliche Kommunikation:

**Räumliche und zeitliche Distanz:** Autor und Leser stehen sich nicht gegenüber, können einander nicht sehen und hören. Viele Mittel der mündlichen Kommunikation (Gestik, Mimik, Intonation etc.) fallen deshalb weg. In der schriftlichen Kommunikation müssen hierfür andere Formen gefunden werden, z.B. durch Variation in der Länge von Sätzen, Wiederholungen, Satzzeichen etc.

**Kein unmittelbares Feedback:** Leser/innen können keine unmittelbare Rückmeldung geben (z.B. durch Heben der Augenbrauen, Stirnrunzeln etc.) und nicht direkt nachfragen. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, Texte bewusst adressatenorientiert zu schreiben, sich also vorab mögliche Fragen und Reaktionen der Leser/innen zu vergegenwärtigen und den Text entsprechend zu gestalten.

Damit ein Text seine kommunikative Funktion erfüllt, ist es nötig, beim Schreiben an die Adressaten zu denken, die ihn lesen werden, zu überlegen, *was* man mitteilen möchte, und dem Text eine Form zu geben, die in den Kontext passt, in dem er gelesen werden soll (vgl. Kap. 4 »Flexibel umgehen mit Textarten und Darstellungsformen«).

## 1.1 | Schreiben im Studium

Hausarbeiten sind eine klassische Übungsform zum Erlernen wissenschaftlicher Schreibfähigkeit. Das Schreiben der ersten Hausarbeiten *simuliert* die Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft. Sie üben damit, sich auf die Texte anderer zu beziehen, Ihre eigenen Überlegungen zum Diskurs beizutragen und für andere nachvollziehbar darzustellen, wie Sie dazu gekommen sind.

Diese Anforderungen sind in den Prüfungsordnungen nicht festgeschrieben. Häufig werden sie auch in Lehrveranstaltungen nicht explizit. Dennoch werden Sie sie recht bald »spüren«. Sie werden sich Ihnen vermitteln in Begegnungen mit Ihren Lehrenden (die ja zugleich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind), im Umgang mit der wissenschaftlichen Literatur, die Sie lesen, oder im Gespräch mit Kommiliton/innen. Vermutlich nicht bei der ersten Klausur, aber spätestens bei der ersten Hausarbeit werden sich Ihnen Fragen stellen (oder gestellt haben) wie diese:

- Welche Texte (welche von anderen formulierten Erkenntnisse) muss ich eigentlich verarbeiten?
- Wie soll ich das machen?
- Andere haben das so gut formuliert, soll ich das jetzt umformulieren?
- Wie soll ich denn etwas *Eigenes* beitragen können?
- Wie kann ich denn wissen, dass das, was ich schreibe, nicht schon von jemand anderem geschrieben wurde?

Wenn Sie sich solche Fragen stellen, sind Sie schon mittendrin im akademischen Lern- und Sozialisationsprozess! Sie sollten der Versuchung widerstehen, sie durch einfacher zu beantwortende Fragen zu ersetzen wie z.B. »Was muss auf dem Titelblatt stehen?« oder »Muss ich im Literaturverzeichnis das Erscheinungsjahr des zitierten Buches direkt hinter den Autor setzen oder ganz ans Ende?«. Diese Fragen sind auch wichtig, helfen aber nicht weiter, wenn Sie wissen wollen, worauf es eigentlich beim wissenschaftlichen Schreiben ankommt.

»Wissenschaft lebt vom Text« (Kruse 2005, S. 113). Eine Universität ist ohne Texte nicht denkbar. Das merken Sie spätestens, wenn Sie eine Universitätsbibliothek betreten. Hier finden Sie Tausende von Lehrbüchern, Monographien, Tagungsbänden. Es gibt Zeitschriften mit wiederum Tausenden von Artikeln, und diese Zahl erhöht sich noch um die riesige Menge von Aufsätzen, die in wissenschaftlichen Datenbanken zu finden sind.

Forschungsaktivitäten und -ergebnisse müssen veröffentlicht werden, damit die wissenschaftliche Fachgemeinschaft davon erfährt, damit andere Wissenschaftler/innen sie kritisch prüfen und gegebenenfalls bei der Weiterarbeit nutzen können. Wissenschaftliche Ergebnisse sind erst in der Welt, wenn sie veröffentlicht sind. Wer was wann und in welchem Kontext zu Papier gebracht hat, ist ein wesentlicher Aspekt von wissenschaftlicher Originalität.

Um ihre Funktion zu erfüllen, müssen wissenschaftliche Texte bestimmten Anforderungen genügen:

#### Anregung zur Reflexion

Sie kennen vermutlich alle den Zeitvertreib »Original und Fälschung«, bei dem man zwei Bilder miteinander vergleicht und nach Fehlern sucht. Suchen Sie in dem folgenden Text nach Merkmalen, die Ihnen »unwissenschaftlich« erscheinen:

»Mein Freund hat mich auf die Idee gebracht, mal zu untersuchen, warum Jungs früher in der Schule viel erfolgreicher waren als Mädchen. Er behauptet, dass das daran liegt, dass die Mädchen bevorzugt werden. Ich glaube, es liegt daran, dass Mädchen die Schule einfach ernster nehmen. Deshalb ärgert es mich auch, dass Frauen weniger verdienen als Männer, das habe ich nämlich mal irgendwo gelesen. Ich habe mich dann mit einigen Jungs und Mädchen unterhalten und bin zu dem Schluss gekommen, dass Jungs wohl unprivilegiert sind.«

Wie viele und welche »Fehler« haben Sie gefunden? Versuchen Sie zu beschreiben, was Sie als »unwissenschaftlich« ansehen.

Nun ist dieses Textbeispiel zugegebenermaßen ziemlich unrealistisch und nicht nur aufgrund der verwendeten Alltagssprache komplett unwissenschaftlich – trotzdem lässt sich daran zeigen, **welchen Standards wissenschaftliche Texte genügen müssen**, damit ihre Leser/innen damit etwas anfangen können:

Wissenschaftlich zu schreiben heißt zunächst, ein Thema aus der Zufälligkeit der Wahrnehmung auf eine Ebene der Verallgemeinerbarkeit zu heben. Wer wissenschaftlich schreibt, produziert Wissen bzw. Erkenntnisse, und zwar so, dass andere Wissenschaftler/innen oder Praktiker/innen sie nutzen, weiterentwickeln und anwenden können. Dazu muss man

- **Den Bezugsrahmen klarmachen und Orientierung geben:** Leser/innen müssen nachprüfen können, woher Denkanstöße oder verwendetes Wissen kommen. Einem privaten Hinweis wie *Mein Freund hat mich auf die Idee gebracht ...* kann kein/e Leser/in nachgehen. Dasselbe gilt für ... *habe ich mal irgendwo gelesen.*
- **Logisch nachvollziehbar darstellen, worum es im Text geht:** Von der Behauptung, dass *Jungs früher in der Schule erfolgreicher waren als Mädchen*, springt der Autor des Übungstextes unvermittelt auf ein ganz anderes Thema, und es wird eine Vermutung nachgeschoben, nämlich dass *Mädchen die Schule einfach ernster nehmen*. Was will der Autor wissen? Was untersucht er? Das wird hier nicht klar.
- **Nachvollziehbar darstellen, wie man vorgegangen ist:** Mit der Information, dass der Autor sich *mit einigen Jungs und Mädchen unterhalten* hat, kann kein/e Leser/in etwas anfangen. Wie alt waren die *Jungs* und *Mädchen*? Was hat er sie gefragt? Gab es einen Interviewleitfaden? Wurden die Gespräche transkribiert? Wie wurden sie ausgewertet?
- **Logisch argumentieren:** Mit Vermutungen, ›Schlussfolgerungen‹ und Einschätzungen wird im Übungstext nicht gespart. Belege oder Argumente, die Dritte nachvollziehen könnten, werden jedoch nicht gegeben. Wie ist der Autor zum Beispiel *zu dem Schluss gekommen, dass Jungs wohl unprivilegiert sind*? Welche Anhaltspunkte gibt es für diese Behauptung?
- **Von eigenen unmittelbaren Urteilen, Bewertungen, Gefühlen abstrahieren:** Ein Gefühl, z.B. Ärger, kann durchaus den Anstoß für die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Thema geben. Diese Beschäftigung wird allerdings erst wissenschaftlich, wenn der Ärger reflektiert und die Aufmerksamkeit auf die Untersuchung des Sachverhalts gerichtet wird, an dem sich der Ärger entzündet hat.
- **Fremdwörter und Fachbegriffe angemessen verwenden:** Was im Beispieltext mit *unprivilegiert* gemeint ist, bleibt ein Rätsel.

Anforderungen  
an wissenschaft-  
liche Texte

Sich die Kriterien von Wissenschaftlichkeit zu vergegenwärtigen, kann Sie auch davor bewahren, auf wissenschaftlichen Bluff (vgl. ausführlich Wagner 2007) hereinzufallen (oder selbst ins Bluffen zu verfallen). Das kann schnell passieren, wenn man der verbreiteten Vorstellung aufsitzt,

dass wissenschaftliche Texte sich vor allem durch die Verwendung einer komplizierten Sprache auszeichnen. Aber so wenig die Alltagssprache geeignet ist, die Anforderungen an einen wissenschaftlichen Text zu erfüllen, so wenig garantieren der Einsatz von Fremdwörtern oder komplizierte Satzkonstruktionen die Erfüllung wissenschaftlicher Standards.

Hartmut von  
Hentig  
2005, S. 213f.

Die Sprache der Wissenschaft sollte »der Sache angemessen, dem Leser/Hörer zugänglich, von Überwältigungsversuchen frei [sein]. [...] Deutlichkeit, (Gemein-) Verständlichkeit und Zurückhaltung schließen Mühsal nicht aus – wohl aber vermeidbare Mühsal; sie schließen technisches Vokabular nicht aus – wohl aber Geheimsprache, Hermetik, Pedanterie; sie schließen auch Anmut nicht aus – wohl aber Anmutung, den Versuch vorgängiger Vereinnahmung. Die Sprache der Wissenschaft zeigt und überzeugt, sie suggeriert nicht, sie insinuiert nicht, sie schont auch nicht.«

## 1.2 | Vom Schreiben im Studium zum beruflichen Schreiben

Während der Arbeit an diesem Buch haben wir immer wieder darüber diskutiert, *wie* wir das Verhältnis vom Schreiben in der Wissenschaft zum Schreiben in anderen akademischen Berufen *denken* – und was das für unser Verständnis davon, was man beim wissenschaftlichen Schreiben lernen kann, bedeutet.

Zu Beginn dachten wir das Verhältnis als ein Nach- oder Nebeneinander, und der erste Gliederungsentwurf sah vor, dass einem großen Kapitel über wissenschaftliches Schreiben weitere (kleinere) Kapitel über das Schreiben in verschiedenen anderen Berufsfeldern (Journalismus, Verwaltung, Medien etc.) folgen.

Diesen Plan verwarfen wir aus zwei Gründen: Erstens wurde uns klar, dass das Schreiben in Berufen wie z.B. dem Journalismus nicht sinnvoll auf wenigen Seiten abgehandelt werden kann. Zweitens sahen wir bei einem solchen Vorgehen keine Möglichkeit zu zeigen, wie das Schreiben im Studium auf berufliche Tätigkeiten vorbereitet.

Die nächste Idee war, »Kontinuitäten« vom Schreibenlernen im Studium zum Schreiben-Weiterlernen im Beruf an bestimmten Textarten festzumachen, die sowohl im Studium als auch im Beruf vorkommen. Wir stellten uns vor, dies anhand von konkreten Beispielen aus der beruflichen Praxis zeigen zu können. Auch dieser Versuch scheiterte. Denn Gespräche mit außerhalb der Wissenschaft berufstätigen Geistes-

wissenschaftler/innen zeigten uns, dass die Übergänge vom Schreiben im Studium zum beruflichen Schreiben offenbar keineswegs bruchlos und geradlinig verlaufen.

Schließlich fanden wir einen Weg, Brücken zu schlagen zwischen dem, was man beim Schreiben bestimmter Textarten lernt, und dem, was man im späteren beruflichen Leben tun muss:

Uns wurde klar, dass das, was man in unterschiedlichen Kontexten (Universität, Unternehmen, Bürgerinitiative etc.) tun muss, um funktionierende Texte produzieren zu können, sich nicht grundsätzlich voneinander unterscheidet. Denn die spezifischen Anforderungen an Texte variieren zwar je nach Kontext, orientieren sich aber immer an folgenden Kriterien: Sie müssen adressatengerecht, problemorientiert, zielgerichtet und formsicher sein (vgl. Kap 4). Auch spielen die jeweiligen arbeitsorganisatorischen Rahmenbedingungen (Umgang mit Zeit, Hierarchien etc.) immer eine große Rolle für die Textproduktion.

Die Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen des Schreibens in außerwissenschaftlichen Kontexten führte uns also dazu, auch das wissenschaftliche Schreiben selbst stärker zu kontextualisieren. Der wissenschaftliche Schreibprozess unterscheidet sich von anderen Schreibprozessen im Grunde nur durch die spezifischen Kontextanforderungen der Wissenschaft.

**Um die eigene Schreibkompetenz weiterzuentwickeln, kommt es nicht nur darauf an, zu lernen, wie man wissenschaftliche Texte formuliert, sondern auch darauf, einen bewussten, kritischen und den eigenen Schreibprozess reflektierenden Umgang mit Regeln und Anforderungen einzuüben.**

Wer lernt, dass es für schriftliche Kommunikation keine absoluten Regeln gibt, sondern dass es immer darum geht, Texte zu verfassen, die den kommunikativen Anforderungen in einem bestimmten Kontext angemessen sind, erwirbt eine zentrale Schlüsselkompetenz, die auf Tätigkeiten in unterschiedlichen Berufen vorbereitet.

Dies gelingt – so lautet auch die Quintessenz aus den Gesprächen mit berufstätigen Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen – umso besser, je expliziter das Schreiben im Studium angeleitet und begleitet wird und je bewusster man selbst diesen Lernprozess angeht und gestaltet.

Im Anhang des Buches – und auch an verschiedenen Stellen im Text selbst – finden Sie einige der Reflexionen zum Weg vom Schreiben im Studium zum Schreiben in einem bestimmten Beruf, die uns zugesandt werden.

**Schlüsselkompetenz Schreiben**

## 1.3 | Schreiben ist eine individuelle Angelegenheit

Jede/r schreibt anders, jede/r wird auf andere Weise produktiv und kreativ, jede/r hat andere Erfahrungen, Bedürfnisse und funktionierende Routinen beim Organisieren von Arbeitsabläufen.

Lassen Sie sich nicht irritieren von Aussagen anderer, wie ›man‹ z.B. seinen Tagesablauf strukturieren oder seinen Schreibtisch organisieren ›muss‹, um beim Schreiben seiner Studienarbeit voranzukommen. Hören Sie interessiert zu – möglicherweise ist etwas dabei, das Sie einmal ausprobieren können – aber misstrauen Sie allen dogmatischen Aussagen zum Vorgehen beim Schreiben. Solchen Aussagen liegt in der Regel ein Missverständnis zugrunde: Dass nämlich jeder Mensch im Hinblick auf das wissenschaftliche Arbeiten und Schreiben gleich ›funktioniert‹.

Um die Möglichkeiten bei der Textproduktion in Studium und Beruf je nach Anforderungen nutzen und erweitern zu können, ist es sinnvoll und wichtig, darauf zu achten, mit welchen Vorgehensweisen, Zugängen, Kunstgriffen, Haltungen und Rahmenbedingungen Sie selbst gute Erfahrungen gemacht haben und was bei Ihnen nicht funktioniert hat. Denn Schreibenlernen heißt auch: herausfinden, wie man selbst am besten produktiv arbeiten und schreiben kann. Wie viel Chaos ist hilfreich? Wie viel Strukturierung und Planung benötigen Sie, um Material zu finden, auszuwählen, zu verarbeiten und dabei eigene Gedanken zu entwickeln? Auf welche Weise gelingt es Ihnen, alles zu ordnen, um Ihre Überlegungen zielgerichtet zu Papier zu bringen?

Zwei Typen von  
Schreiber/innen

Manche können erst dann schreiben, wenn sie zunächst eine Struktur, einen recht genauen Schreibplan ausgearbeitet haben, den sie dann Punkt für Punkt ausführen. Diese Schreiber/innen gehen sozusagen von ›oben‹ nach ›unten‹, vom Plan zur Ausführung vor, deshalb werden sie **Top-Down-Schreiber/innen** genannt.

Andererseits wiederum, die sogenannten **Bottom-Up-Schreiber/innen**, müssen erst einmal drauflos schreiben. Sie produzieren von ›unten‹ nach ›oben‹ und finden beim und nach dem Schreiben heraus, wie sie ihre Gedanken ordnen können. Das Gedanken- und Textmaterial, das sie beim Verarbeiten von Literatur, Daten und Quellen produzieren, wird erst spät, vielleicht sogar erst beim Überarbeiten des Textes, sortiert, strukturiert und in eine Gliederung gebracht.

Wieder andere Schreiber/innen nehmen beide Haltungen im Wechsel ein, sie formulieren und strukturieren abwechselnd.

Was funktioniert,  
ist wunderbar

Insgesamt gilt: Was funktioniert, ist wunderbar. Oder wie ein amerikanisches Sprichwort sagt: »If it works, don't fix it.« (Wenn es funktioniert, brauchst Du's nicht zu reparieren.) Das gilt auch für das Schreiben. Dennoch spricht alles dafür, verschiedene Vorgehensweisen auszuprobieren, denn es kann ja durchaus sein, dass sich eine neue, bisher unerprobte Variante als noch effektiver entpuppt als die Strategie, die man bisher verfolgt hat.

In jedem Fall ist es wichtig, sich mit sich selbst, den eigenen Erfahrungen, Bedürfnissen und Eigenheiten zu verbünden. Wer herausge-

funden hat, dass lange Waldspaziergänge beim Sortieren der Gedanken helfen, sollte das nutzen und sich nicht davon irritieren lassen, dass es bei anderen anders funktioniert.

→ Verbünden Sie sich mit sich selbst, den eigenen Erfahrungen und Eigenheiten. Experimentieren Sie und finden Sie heraus, welche Arbeitsorganisation Ihren eigenen Bedürfnissen entspricht.

**Tip**

Es gibt unterschiedliche Möglichkeiten, den Prozess vom ersten Gedanken bis zum geschriebenen Text zu gestalten. Der Schreibforscher Hanspeter Ortner hat Selbstzeugnisse zahlreicher Wissenschaftler/innen und Schriftsteller/innen untersucht und dabei eine Vielzahl **unterschiedlicher Schreibstrategien** identifiziert (vgl. Ortner 2000, S. 350ff.):

- Den ganzen Text spontan aus dem Bauch heraus schreiben.
- Einen Text zu einer Idee schreiben.
- Mehrere Textversionen zu einer Idee schreiben.
- Eine Rohfassung schreiben und dann mehrfach überarbeiten.
- Den ganzen Text planen, erst dann schreiben.
- Unterschiedliche Textteile schreiben und dann wie ein Puzzle zusammensetzen.
- Ein Stück Text schreiben, schauen, was sich daraus ergibt, dann weiterschreiben.

Wie gehen Sie gewöhnlich vor, wenn Sie einen Text schreiben? Haben Sie eine ›Lieblingsstrategie‹? Nutzen Sie unterschiedliche Strategien für unterschiedliche Situationen und Textarten?

**Anregung zur Reflexion**

Mit diesen Fragen fordern wir Sie nicht dazu auf, sich einer dieser Strategien zuzuordnen, sondern möchten Sie vielmehr dazu anregen, Ihr eigenes Vorgehen zu analysieren. Vielleicht entdecken Sie sogar Möglichkeiten, bisherige Muster oder unreflektierte Gewohnheiten zu brechen und mit anderen Vorgehensweisen zu experimentieren.

Bei aller Individualität, bei allen Feinheiten und Verästelungen der Organisation des Arbeitsprozesses und der Textkonzeption und -gestaltung gibt es einige Empfehlungen für das Schreiben, die wir in nahezu allen Situationen für richtig und angebracht halten:

**Allgemeine Empfehlungen vorab**

→ Arbeiten Sie schrittweise und beschäftigen Sie sich möglichst immer nur mit einer deutlich abgegrenzten Aktivität auf einmal.

**Tip**